



Wir
letzten
Kinder
Ostpreußens

FREYA KLIER

ZEUGEN EINER
VERGESSENEN GENERATION

Weltbild

Wir letzten Kinder Ostpreußens

Das Buch

Sieben Kinder – sieben Schicksale. In ihrem bewegenden Buch »Wir letzten Kinder Ostpreußens. Zeugen einer vergessenen Generation« zeichnet Freya Klier die dramatischen Schicksale von sieben Kindern aus Ostpreußen nach, von denen nur einem Jungen die Flucht gelingt, ein Mädchen kurz vor dem Hungertod von einer Es-tin gerettet wird – die anderen für drei Jahre im sowjetisch besetzten Ostpreußen eingeschlossen bleiben. Ausgehend vom Sommer 1944 bis hinein in unsere Gegenwart beleuchtet das Buch die Verwobenheit von Geschichte und den Einzelschicksalen. Aus der Komposition der Stimmen erwächst so ein noch nie zu lesendes Panorama der letzten Kriegsmomente. Ein aufwühlendes Zeugnis und Buch für eine ganze Generation – und deren Nachkommen. Die vorliegende Ausgabe wurde um ein Nachwort erweitert.

Die Autorin

Freya Klier, geb. 1950 in Dresden, ist Schriftstellerin und Dokumentarfilmerin. Sie wurde 1968 wegen versuchter »Republikflucht« zu 16 Monaten Gefängnis verurteilt. Später arbeitete sie als Schauspielerin und Theaterregisseurin, 1980 war sie Mitbegründerin der DDR-Friedensbewegung, 1988 wurde sie zusammen mit anderen Bürgerrechtlern verhaftet und unfreiwillig ausgebürgert. Freya Klier hat zahlreiche Preise und Ehrungen erfahren, unter anderem erhielt sie das Bundesverdienstkreuz (2012). 2016 wurde ihr der Franz-Werfel-Menschenrechtspreis in der Frankfurter Paulskirche überreicht.

Freya Klier

Wir letzten Kinder Ostpreußens

Zeugen einer vergessenen Generation

Weltbild



Genehmigte Lizenzausgabe für Weltbild GmbH & Co. KG,
Werner-von-Siemens-Str. 1, 86156 Augsburg
© Verlag Herder GmbH, Freiburg im Breisgau 2014
Um ein Nachwort erweiterte Taschenbuchausgabe © Verlag Herder GmbH,
Freiburg im Breisgau 2017
Umschlaggestaltung: atelier seidel, teising
Umschlagmotiv: akq-images / Sammlung Berliner Verlag / Archiv
Satz: Datagroup int. SRL, Timisoara
Gesamtherstellung: CPI Moravia Books s.r.o., Pohorelice

Printed in the EU
978-3-8289-5718-3

2021 2020

Die letzte Jahreszahl gibt die aktuelle Lizenzausgabe an.

Einkaufen im Internet:
www.weltbild.de

Inhalt

Die Störche ziehen <i>Sommer 1944</i>	7
Der Feuersturm <i>Herbst 1944</i>	33
Die große Winterschlacht <i>1945</i>	57
Sie sind da <i>1945</i>	89
Frau, komm! <i>1945</i>	117
Kriegsende. Aber nicht für Ostpreußen <i>1945</i>	141
Stilles Sterben <i>1946</i>	179
Spezialisten müssen noch bleiben! <i>1947</i>	213
Die letzten Kinder Ostpreußens <i>1948</i>	243

In einer anderen Welt	
1949	283
Aufbruchsieber in der Ostzone	
<i>Die 1950er-Jahre</i>	311
Hippies gegen Faltenrock-Ordnung	
<i>1960er-Jahre</i>	355
Königsberg von sehr weit oben	
<i>1970/80er-Jahre</i>	383
Sehnsuchtstouristen	
<i>1990er-Jahre</i>	415
Hoffen auf Immanuel Kant	
<i>21. Jahrhundert</i>	431
Dank	459
Literatur	461
Nachweise	465
Nachwort	467

Die Störche ziehen

Sommer 1944

»Noch einmal, ehe die Kriegswalze darüber hinwegging, entfaltete sich meine ostpreußische Heimat in ihrer ganzen rätselvollen Pracht. Wer die letzten Monate mit offenen Sinnen erlebte, dem schien es, als sei noch nie vorher das Licht so stark, der Himmel so hoch, die Ferne so mächtig gewesen. Und all das Ungreifbare, das aus der Landschaft heraus die Seele zum Schwingen bringt, nahm in einer Weise Gestalt an, wie es nur in der Abschiedsstunde Ereignis zu werden vermag ...«

Mit diesen berührenden Worten erinnert der Arzt Hans Graf von Lehndorff in seinem *Ostpreußischen Tagebuch* an jene Wochen im Sommer 1944, die der Katastrophe unmittelbar vorausgehen. Er beschreibt die Unruhe der Bewohner im östlichsten Teil der Provinz.

Bis vor kurzem noch galten die Gebiete jenseits von Oder und Neiße als die sichersten in Deutschland: Sie waren Aufmarsch- und Durchzugsgebiet der Wehrmacht – die Schlachten fanden woanders statt. Nach Ostpreußen kamen die Evakuierten, wenn im Ruhrgebiet, in Hamburg oder Berlin die Bomben fielen ...

Über die Gebiete Europas, die jenseits der Grenze von Ostpreußen liegen, ist die Katastrophe längst schon hereingebrochen. Sie kam zunächst über Polen, das im

September 1939 mit Hitlers Vorgabe »Härte gegen alle Erwägungen des Mitleids« überfallen wurde. Polen ist inzwischen zerschlagen, die polnische Intelligenz durch Himmlers Truppen weitgehend »ausgerottet«. Und wurde die Beute zunächst mit Stalin, dem bolschewistischen Erzfeind, geteilt, so ist die Sowjetunion seit 1941 nun selbst Aufmarschgebiet von drei Millionen Soldaten der Wehrmacht, von Polizeieinheiten und Verbänden der Waffen-SS.

Was sich im Osten neben den Jubelmeldungen im Volksempfänger tatsächlich abspielt, wissen allein die Soldaten der Wehrmacht, Himmlers SS- und Polizeieinheiten, wissen die im Generalgouvernement und später in Weißrussland eingesetzten deutschen Zivilinstanzen, die Akteure in den Vernichtungslagern, Eisenbahner, die Fahrpläne Richtung Osten zusammenstellten ...

Längst sind das Baltikum, Weißrussland und die Ukraine durchkämt – sind Juden, »Zigeuner« und eine Vielzahl »slawischer Untermenschen« zwischen Ostsee und Karpaten vernichtet. Oft fanden die Mordorgien mit Hilfe von Freiwilligenverbänden aus den besetzten Gebieten statt.

Haben die Zivilisten Ostpreußens, auf die nun die Rote Armee zuwalzt, eine Ahnung davon, was die Menschen im Osten seit Jahren erleiden müssen? Haben sie eine Vorstellung davon, in welchem Tempo beispielsweise im September 1941 in der Schlucht von Babi Jar 34 000 Juden aus Kiew ermordet wurden?

Den Massenerschießungen im Baltikum, in Weißrussland und Teilen der Ukraine, an denen sich auch Einheiten der Wehrmacht beteiligten, fielen in den ersten Monaten nach

dem Überfall rund eine halbe Million Menschen zum Opfer ...

Was wissen die Bewohner Ostpreußens von Leningrad, der zweitgrößten Stadt Russlands, die erst im Januar dieses Jahres endgültig befreit werden konnte?

Die Überlebenden von Leningrad sind schwer traumatisiert.

Im ersten, eisigen Winter 1941/42 ließ die Heeresgruppe Nord der Deutschen Wehrmacht, welche die Großstadt umzingelt hatte, zweieinhalb Millionen Menschen – darunter etwa 400 000 Kinder – ohne Nahrung, ohne Wasser, ohne Licht, ohne Strom, ohne Heizung und ohne Kanalisation. Leningrad lag über Monate dunkel und kalt wie die Tundra. Das häufigste Geräusch in dieser Zeit waren die Kufen von Kinderschlitten, auf denen steif gefrorene Tote auf die Zufahrten zu den Friedhöfen gebracht wurden. An die Friedhöfe selbst kam man schon bald nicht mehr heran, weil Leichenberge die Wege versperren ...

Bereits im ersten Jahr der Blockade starben in Leningrad, dem früheren St. Petersburg, schätzungsweise 470 000 Frauen, Kinder und Männer. Sie starben durch Hunger und Kälte, durch Bombardements und Artilleriebeschuss. Bis Ende des Jahres 1941 warf die deutsche Luftwaffe fast 70 000 Brand- und Sprengbomben über der Stadt an der Newa ab, wobei gezielt Kindergärten, Schulen, Betriebe und Straßenbahnhaltestellen bombardiert wurden, um die Bevölkerung zu demoralisieren. Als Leningrad im Januar 1944 durch die Rote Armee befreit wurde, hatte Hitlers Luftwaffe mehr als 100 000 Brandbomben über der Stadt ausgeklinkt ...

Keine Grausamkeit lässt sich durch eine vorher begangene rechtfertigen. Doch weisen die Grausamkeiten von Eroberern auch im 20. Jahrhundert noch beträchtliche Ähnlichkeiten auf. So hat das bevorstehende Aushungern der ostpreußischen Bevölkerung durch die Sowjets seinen Vorlauf unter anderem in Leningrad – als nationalsozialistische Strategie im »Generalplan Ost«, in der das Verhungern von etwa dreißig Millionen »Untermenschen« von vornherein eingeplant war.

Nicht nur Menschen, auch unwiederbringliches Kulturgut wurde vernichtet: So löschte ein Bombenangriff auf die Eremitage im Jahr 1942 die gesamte jüdische Stammesgeschichte der über die Welt verbreiteten Schapiro-Sippe aus, die sich zurückverfolgen ließ bis zu Kalam, dem Goldschmied des Königs Salomon. Hunderte von Dokumenten auf Pergament und Papier, von Zeugnissen und Notizen, Tagebüchern, Urkunden, Urteilen, Gnadengesuchen und Eigentumsbescheinigungen, Enteignungsbefehlen, Freibriefen, Geburts- und Einbürgerungsurkunden, Schenkungs- und Ehrenurkunden, Ehe- und Pachtverträgen, Sterbeurkunden, Begräbnisbescheinigungen, kleinen Gegenständen, Familienbildern, Zeichnungen und Porträts aus vielen Ländern und allen Zeiten wurden in einer einzigen Nacht zerstört.

Mögen die Schätze der meisten Überlebenden wesentlich bescheidener gewesen sein – ihr Verlust schmerzt nicht weniger.

Nichts von all diesem Grauen ahnen Bauer Possienke und seine Frau – sie haben keinen Sohn, der auf Heimaturlaub hätte einiges andeuten können, der gefallen oder vermisst

ist oder sich jetzt im Zug ausgemergelter Gestalten in russische Gefangenschaft schleppt. Bauer Possienke und seine Frau haben drei kleine Mädchen – vier, sechs und acht Jahre alt. Sie bewirtschaften einen größeren Bauernhof – mit etwa vierzig Kühen, mit Pferden, Schweinen und Gänsen, die zwischen den Kindern über den Hof schnattern.

Der Bauernhof der Familie liegt in Schuditten, einem sehr kleinen Dorf, in dem es weder eine Schule noch eine Kirche gibt. Schuditten ist ein altes Dorf, noch aus der Pruzzenzeit stammend. Und dass Familie Possienke sich von der Roten Armee nicht sonderlich bedroht fühlt, liegt daran, dass die russisch-litauische Grenze hier scheinbar weit weg ist: Schuditten befindet sich dreißig Kilometer westlich von Königsberg. Ebenfalls nur dreißig Kilometer sind es bis Pillau; die Küste ist also nicht weit, die Samland-Bahn passiert direkt das Dorf.

Brigittes Vater ist nicht nur Landwirt, sondern auch Bürgermeister der etwa 400 Seelen, die Schuditten bewohnen. Er fühlt deutsch-national wie fast alle Bauern des Dorfes, doch für Politik fehlen ihm aufgrund seines großen Hofes Zeit und Interesse – um dieses Thema kümmert sich der Ortsbauernführer.

Die vierjährige Brigitte, das jüngste der drei Mädchen, wird sich später dunkel daran erinnern, hier 1944 – noch fernab allen Kriegsgeschehens – eine glückliche Zeit erlebt zu haben: Gerade waren Onkel und Tanten zu Besuch. Und wie immer gab es unter den Kindern die üblichen Geschwister-Reibereien, wollten doch die beiden größeren Mädchen mal wieder nicht mit ihr spielen, weil sie noch nicht richtig mithalten konnte ...

Es geht im Sommer 1944 auf dem Hof von Possienkes zu wie in vielen anderen Familien auch – Familien, die keinen Sohn im Krieg haben, um den sie bangen müssen, oder die aus rassischen bzw. politischen Gründen verfolgt werden.

Seit dem 22. Juni 1944 befindet sich die Rote Armee in einer Großoffensive, die bereits dramatisch die Situation verändert hat: Die zahlenmäßig weit überlegenen sowjetischen Truppen – seit 1943 verstärkt durch polnische Divisionen – fügen der Wehrmacht immer empfindlichere Verluste zu und rücken bis an den östlichen Saum Deutschlands vor. Verließ die Frontlinie zunächst quer durch Polen und dicht an der Grenze zu Ostpreußen entlang, so erreicht die 5. Sowjetische Armee zwei Monate später, am 17. August 1944, die ostpreußische Grenze.

Der Krieg wird damit für die Zivilbevölkerung Ostpreußens zur bitteren Realität. Seit Juli werden die Bewohner des Memellandes evakuiert. Die Straßen östlich von Königsberg füllen sich außerdem mit Flüchtlingen aus Litauen. Durch die erntereifen Felder streift immer mehr herrenloses Vieh ...

Die Unruhe unter denen, die sich noch nicht auf den Weg gemacht haben, nimmt von Tag zu Tag zu: Bleiben oder Gehen? Niemand darf es wagen, seine Befürchtungen offen zu äußern. So starren die Menschen zum Himmel, an dem die Störche bereits ihre Kreise ziehen, und fragen sich: »Ihr zieht jetzt fort – und wir? Was soll aus unserem Land werden?«

Der elfjährige Günter Kropp, 1933 in Stallupönen geboren, kann die Bedrohung noch nicht so recht nachvollziehen. Er wächst auf einem Bauernhof in der Nähe von Rauschendorf auf, im tiefen ostpreußischen Land. Stallupönen liegt an der Bahnstrecke Königsberg-Insterburg-Gumbinnen-Eydtkuhnen und somit ziemlich dicht an der nur siebzehn Kilometer entfernten litauischen Grenze, hinter der sich derzeit die Truppen der Roten Armee massiv zusammenziehen. Seine Eltern und Großeltern sind beunruhigt – auch sie bewegt die schwerwiegende Frage des »Bleiben oder Gehen« ... Intensiv denken sie über eine mögliche Flucht nach, doch wie soll das gehen? Kropps haben sechs Milchkühe, Günters Vater hat sich auf Milchlieferung spezialisiert. Da sind pro Tag etwa sieben 20 – Liter-Kannen zu melken. Auch in diesem Sommer 1944 wird die Milch täglich von den verschiedenen Dörfern abgeholt ...

Günter ist ein hoch aufgeschossener Junge, der sehr langsam spricht und ausgesprochen gutmütig ist. Sein kleiner Bruder ist drei Jahre alt. »Es soll ein großer Aufmarsch feindlicher Soldaten hinter der siebzehn Kilometer entfernten Grenze stattfinden«, versucht er, dem kleinen Bruder zu erklären, aber es stellt sich dabei kein Gefühl von Angst ein – Günter kennt keine Bedrohung. Der Hof liegt einen Kilometer vom nächsten Dorf entfernt und ist komplett umrundet von den eigenen Feldern.

Auf dem Hof wohnen drei Generationen friedlich zusammen. Das Leben hier verlief bisher konfliktarm. Es kam öfter mal Besuch auf den abgelegenen Hof, was immer eine gute Abwechslung war. Und als einmal eine Cou-

sine der Mutter aus dem Ruhrgebiet eintraf, war das ein ganz besonderes Ereignis.

Im Winter wiederum musste Familie Kropp immer zusehen, den Kontakt zum Dorf nicht zu verlieren:

»Der Schnee war ja manchmal einen dreiviertel Meter hoch, das musste man sich auf dem abgelegenen Bauernhof freischaufeln. Manchmal waren die Schneewehen noch höher.

Wir hatten Pferde, auch Hühner, Schweine und Kühe und natürlich Hunde und Katzen. Im Kuhstall gab es eine Pumpe. Und Vater hat im Kuhstall eine Tränke bauen lassen, wodurch die Kühe auch im Winter so viel saufen konnten, wie sie wollten. Die Pferde wurden getränkt, die Schweine bekamen Gerstenschrot, Haferschrot und Kleie.«

Gut kamen Kropps bisher mit dem anstrengenden Alltag auf dem Land zurecht, mit dem harten, trockenen Winter und dem meist heißen Sommer:

»Nur einen Steinwurf von uns entfernt waren die Trakehner, die berühmte Pferdezucht. Die Tiere blieben kräftig und leistungsfähig bei diesem ostpreußischen Klima. So waren wir Menschen auch.«

Die Bauernfamilie baut seit Generationen an, was sie für sich selbst und die Tiere braucht. Hinzugekauft werden müssen lediglich Zucker, Salz und Textilien. Ansonsten sind Kropps komplette Selbstversorger und so eine Art Vorläufer der Bio-Bauern:

»Wir hatten Roggen, Weizen, Hafer, Gerste, Erbsen, Rüben. Kartoffeln bauten wir an, das war unsere Hauptnahrung. Nudeln haben wir selbst gemacht, mit Weizenmehl, Eiern und Milch. Da habe ich als Kind mitgeholfen: Der Teig wurde ausgerollt und dann in Streifen geschnitten, quer und längs – das waren die Nudeln.

Was wir sonst gegessen haben? Morgens gab es Brot und Marmelade, manchmal auch Honig. Wenn geschlachtet wurde, gab es frische Leberwurst, ansonsten eingeweckte. Blutwurst gab es, Lungenwurst, Dauerwurst – die hielt bis zum nächsten Schlachten vor Weihnachten.

In der Woche gab es mittags Graupensuppe, Mehlsuppe oder Kohlsuppe – Süßkohl und auch Sauerkohl. Warme Knacker manchmal dazu. Auf jeden Fall kamen wir gut übers Jahr ...

Ich erinnere mich noch ganz genau: Am Sonntag gab es den Sonntagsbraten und davor Nudelsuppe. Danach Kartoffeln, Sahne- soße und manchmal Hähnchenfleisch. Nein, gehungert hat bei uns auf dem Hof wirklich niemand.

Geschlachtet haben wir ein Schwein jeweils kurz vor Weihnachten. In der Erntezeit wurde auch mal ein Kalb geschlachtet – das war ja die Zeit, in der wir Leute zur Unterstützung brauchten. Bei der Kartoffelernte zum Beispiel. Danach auch zum Rübenhacken ...

Es gab ja damals noch keine Tiefkühltruhen, so wurde alles eingeweckt. Oder geräuchert – Bauchspeck und Wurst. Wir hatten eine Räucherammer, die hatte Vater gebaut. Und die war groß, darin lagerten wir im Sommer auch die Schinken in Leinensäcken.

Vater verkaufte auf dem Markt in Stallupönen zusätzlich Äpfel, Kartoffeln, Butter und Eier ...«

Kropps sind evangelisch, so ging es sonntags bisher immer in die Kirche. Die liegt in Stallupönen zwischen zwei Märkten – dem Ferkelmarkt und dem Adolf-Hitler-Markt.

Letzterer ist der Platz, auf dem die großen Aufmärsche stattfinden. Und ein Jahrmarkt mit Karussell, Losbuden und dem jährlichen Auftritt der Hochseil-Artisten mit ihren langen Querstangen. Es sind die »Trabers«, die Günter Jahre später in Berlin-Spandau wieder erleben wird:

»Das war beeindruckend, nicht nur für Kinder. Die Artisten suchten auf dem Jahrmarkt immer Freiwillige, die sich hinübertragen ließen. Keine Ahnung, ob die bestellt waren oder wirklich freiwillig. Es gab aber sicher auch Mutige, die gesehen hatten, dass die Getragenen auf der anderen Seite unversehrt angekommen waren, und die nun eben ihren Mut beweisen wollten, vielleicht vor ihrer Freundin ...«

Soweit die ostpreußische Idylle aus der Rückschau eines damals Elfjährigen. Irritierend für Familie Kropp war bisher lediglich das Jahr 1938, als plötzlich etliche Ortsnamen ausgetauscht werden mussten:

»Wir wohnten ja nur siebzehn Kilometer von der litauischen Grenze entfernt. Und da wurden plötzlich 1938 unsere litauisch und polnisch klingenden Namen eingedeutscht. Das war völlig blöde. Pillkallen zum Beispiel wurde in Schloßberg umbenannt ...«

Doch dieser Sommer 1944 ist noch irritierender für Günter. Er sollte eigentlich noch in die »Pimpfe« aufgenommen werden:

»Ich bekam aber keine Einladung mehr, solche Aufnahmen fanden nun wahrscheinlich gar nicht mehr statt. Im Frühjahr 44 waren in unserem Gehöft noch Kinder aus Berlin einquartiert worden – die

hatte man verschickt wegen der Bombenangriffe auf Berlin. Inzwischen waren die aber schon wieder zurück, und Schule fand nur noch ganz unregelmäßig statt.

Die Berliner Kinder waren übrigens anders drauf als wir ostpreussischen Landeier: Sie kamen immer in Uniform in die Schule, die Jungs, die Mädchen hatten auch ihre BDM-Schlepse um und solche Trachtenjacken ...«

Hat Familie Kropp Angst vor den Russen? Irgendwie schon, doch Günters Großvater erinnert sich auch an Positives. Er ist Mitte fünfzig und arbeitete im letzten Jahr vorübergehend im Torfbruch. Dort hatte er Feindkontakt, wie sich Günter erinnert:

»Das war so eine spezielle Aktion in unserer Gegend, die ging vom Mai bis Juni. Der Torfbruch hieß Sonnenmoor, aber wir Kinder haben dazu immer Teufelsmoor gesagt. Dort wurde der Torf gestochen, und jeder Hof hatte so eine Parzelle, für die man etwas bezahlen musste. Denn das war gutes Heizmaterial.

Es gab dort zwei Pressen und zwei Motoren. Einen Motor bediente ein junges Mädchen, und Großvater bediente den anderen. Und mitarbeiten beim Torfstechen mussten auch etwa acht Russen.

Das waren russische Kriegsgefangene, noch in Uniform. Und die wurden sehr schlecht ernährt. Die hatten immer Hunger. In Schach gehalten wurden sie von einem Wachmann mit Gewehr.

Doch sie mussten ja auch mal austreten, so wie alle Menschen. Dann gingen sie in die Büsche, um ihre Notdurft zu verrichten. Das war ein bisschen abseits. Großvater hat das beobachtet.

Wir hatten zuhause Landbrot, das war vierzig Zentimeter breit. Ich weiß nicht, wie viele Stullen mein Großvater normalerweise mit in den Torfbruch genommen hat. Aber als er das wahrgenommen hat, was die Kriegsgefangenen für einen Hunger hatten – die haben Gras gegessen, Sauerampfer sowieso, alles, was sie für essbar hielten –, dann hat er von nun an zuhause ein paar Stullen mehr in den Rucksack gepackt.

Vater kam einmal dazu, als er so eine große Ladung Brot einpackte, und sagte zu seinem Schwiegervater: ›Fritz, was ist denn los – bleibst du vierzehn Tage weg oder was?‹

›Neex‹, sagte mein Großvater. ›Die armen russischen Jungs haben so einen Hunger ...‹

›Dann sei mal vorsichtig, dass sie dich nicht erwischen‹, warnte Vater ihn. Denn da war ja nicht nur der jeweilige Aufseher – auch der Landrat kam manchmal raus in den Torfbruch oder irgendwelche anderen Leute.

Mein Großvater meinte daraufhin: ›Wenn die mal austreten gehen, schicke ich jemanden hin zu ihnen, der ihnen dann schnell heimlich zwei halbe Stullen Brot gibt. Ich habe ja im Weltkrieg gegen die Russen gekämpft, ich versteh sie schon ein bisschen und sie mich auch.‹

Das Ganze kam aber dann doch raus. Und von da an hatten sie meinen Großvater auf dem Kieker ... Es war eine Zeit der Denunziation, man konnte jederzeit an die Front abkommandiert werden. Oder Schlimmeres ...

In Trakehnen war mein Großvater zunächst Pferdepfleger gewesen. Dann hatte er sich selbständig gemacht mit einem kleinen Hof an der litauischen Grenze: Da lief eine ganze Menge mit Schmuggel und so, da war mein Großvater nun mitten drin: Er fuhr zum Beispiel mit einem Pferd im Gespann rüber nach Litauen und

kam mit zweien wieder zurück. Das eine hat er dann privat verkauft, und so wurde der Zoll umgangen ...

Das Ganze wurde ihm dann aber zu heiß und er verkaufte das Grenzgehöft wieder – und kaufte stattdessen den Hof, auf dem ich nun aufwuchs.

Also, bis 1944 war ich dort glücklich ...«

Etwa fünfzig Kilometer Luftlinie entfernt von Stallupönen liegt Mallenuppen – ein ebenfalls ziemlich litauisch klingendes Dorf. Hier erblickte der inzwischen zehnjährige Siegfried Matthus das Licht der Welt:

»Ich bin an einem Freitag, dem 13. April 1934 geboren. In Mallenuppen, einem Dorf in der Nähe der Kreisstadt Darkehmen. Mein Vater hat meine Geburt dokumentiert: An diesem Tag goss er gerade einen Betonpfeiler für die Auffahrt zu unserem Haus. Und in diesen Pfeiler ritzte er ein: 13.4.1934.

Ich war das erste Kind meiner Eltern, und den Pfeiler betrachtete ich später voller Stolz – heute gibt's den natürlich nicht mehr ...

Ich bekam später noch drei Geschwister: Meine Schwester ist 1937 geboren, ein Bruder kam 1939 auf die Welt und der Jüngste 1942.

Meine Mutter war dreizehn Jahre jünger als mein Vater, die beiden hatten sich auf einem Tanzvergnügen kennengelernt. Mein Vater hatte da Musik gemacht und sich in das hübsche Mädchen verliebt. Pünktlich neun Monate nach ihrer Hochzeit kam ich auf die Welt.

Wir hatten eine kleine Landwirtschaft mit Kühen, Pferden, Schweinen, und als Junge habe ich mitgeholfen, Pferdeställe aus-

zumisten, Futter zu holen, Schweine zu füttern – das habe ich selbstverständlich alles mitgemacht ...

Das Wichtigste in meiner Kindheit aber war die Musik. Sie hatte großen Einfluss auf mein späteres Leben, auch beruflich. Meine Mutter hat wunderbar gesungen – sie kannte viele Volkslieder, und damit bin ich aufgewachsen. Wir wohnten in einem kleinen Dorf, in dem die Gehöfte inmitten der Felder lagen. Die Frauen, daran erinnere ich mich, haben am Abend oft zusammen gesungen.

Mein Vater wiederum war ein sehr begabter Laienmusiker. Mein Großvater, den ich nicht mehr kennengelernt habe, der war Schneider; er hatte neben dem Bauernhof eine kleine Schneiderei, kombiniert mit einer kleinen Gastwirtschaft. Großvater hatte eine Reihe von Gesellen, die in der Landwirtschaft und in der Schneiderei mithalfen. Und die mussten auch alle ein Instrument spielen! Sodass sie dann – wie mir mein Vater erzählte – noch auf Hochzeiten oder bei Kindstauen oder Tanzvergnügen spielen konnten.

Die Musik der damaligen Zeit in Ostpreußen bestand aus Polka und Volkslied – und das war meine musikalische Welt, in der ich aufgewachsen bin. Es war Volksmusik – ich glaube, von Bach, Beethoven oder Mozart habe ich in meiner Kindheit noch nichts gehört, jedenfalls nicht wissentlich. Ich war in dieser Mischung aus Volksmusik und den traditionellen Tanzmusiken musikalisch zuhause.«

Wie schon Günter Kropp hat auch Siegfried Matthus 1938 die Umbenennung seines Dorfes erlebt:

»Ich bin noch in Mallenuppen geboren, so steht das auch in meiner Geburtsurkunde. 1938 aber ließ Adolf Hitler – dem das natürlich nicht Deutsch genug klang – die Kreisstadt und unser Dorf

umtaufen: Aus Darkehmen wurde Angerapp, nach dem Fluss, der durch die Stadt floss. Und statt Mallenuppen – das kommt eindeutig aus dem Litauischen – hieß unser Ort nun Gembern. Dadurch sind meine jüngeren Geschwister in Gembern geboren, ich aber als Ältester in Mallenuppen.

Wir wohnten etwa drei Kilometer von Darkehmen bzw. Angerapp entfernt, dort bin ich dann später zur Schule gegangen. Und dort wohnten zwei Onkel von mir: Der eine hatte eine Sattlerwerkstatt, dadurch hatten wir als Kinder schöne Ledertornister. Der andere besaß ein Fahrradgeschäft und eine Auto-Reparaturwerkstatt.

Er verkaufte auch Autos ... und ist verantwortlich für meine noch immer anhaltende Faszination für Autos.

Was habe ich noch gemacht in meiner Freizeit? Ich bin oft schwimmen gegangen. Später habe ich sogar mein Freischwimmer-Zeugnis gemacht. In einem tümpelartigen Dorfanger habe ich schwimmen gelernt. Da tranken die Kühe nicht nur draus, da machten sie auch rein. Und irgendwelche Leute hatten da alte Töpfe reingeschmissen. Ich habe hier unter dem Knie noch eine Narbe, wo ich mir in dem Tümpel als Kind das Bein aufgerissen habe.

Am schönsten war der Fluss Angerapp – der aber weit an unserem Dorf vorbeiging. Abends, im Sommer, so erinnere ich mich, ist da unsere Mutter mit uns Kindern manchmal baden gefahren. Da muss ich so sechs, sieben Jahre alt gewesen sein. Auch andere Mütter mit ihren Kindern kamen da zum Baden an die Angerapp.

Nur etwa zehn Kilometer von meinem Geburtsort entfernt lag der Ort Nemmersdorf. Nemmersdorf hat dann schon bald eine furchtbare Geschichte gehabt. Im Sommer 1944 war aber von der Tragödie noch nichts zu spüren ...«

Auch ein anderer ostpreußischer Junge ist mit Musik aufgewachsen – Michael Wieck aus Königsberg, der in diesem Sommer 1944 sechzehn Jahre alt ist.

Bach und Beethoven wurden ihm in die Wiege gelegt – Michael entstammt einer berühmten Musikerfamilie.

Da sind zunächst seine Eltern: Vor 1933, vor dem Machtantritt der Nationalsozialisten, spielten sie im bekannten »Königsberger Streichquartett« – die Mutter Bratsche, der Vater die zweite Geige:

»Das Quartett gab Beethoven-Zyklen und konzertierte unter anderem in Berlin. Es führte Hindemiths und Schönbergs Quartette zum ersten Mal auf. Mein Vater«, so erinnert sich Michael, »organisierte alles, er plante die Proben und Konzertauftritte. Sogar einen Bund für neue Tonkunst gründete das »Königsberger Streichquartett« ...«

Beide Eltern unterrichteten nebenbei noch Schüler; zu denen der Mutter gehörte die junge Hannah Arendt, die sich im Sommer 1944 jedoch bereits im amerikanischen Exil befindet.

Michaels Mutter hat ihr großes musikalisches Talent wohl von ihrer Mutter geerbt – die brachte auch dem Enkel das Klavierspielen bei, und Michael erinnert sich, dass die Großmutter über ein absolutes Gehör verfügte. Die großen Namen aber kommen aus der Familie väterlicherseits:

»Mein Vater stammte aus Berlin. Und oft sprach er von seinem Elternhaus, in dem Brahms und Clara Wieck-Schumann – eine entfernte Verwandte – zu Besuch waren. Nicht weit vom geräumigen Haus seiner Eltern stand die Villa der Familie Mendelssohn ...«

Namen wehen da aus dem fernen Berlin nach Königsberg, die noch in den 1920er-Jahren ein reiches Kulturleben erahnen ließen: Max Liebermann, Adolph von Menzel, Joseph Joachim mit seinem berühmten Streichquartett ...

Doch das ist längst vorbei. Die glückliche und erfüllte Zeit der Familie Wieck liegt etliche Jahre zurück; kaum kann sich der Sechzehnjährige daran erinnern, wann er das letzte Mal uneingeschränkt glücklich war. Der Grund: Familie Wieck gehört zu den Ausgestoßenen, Mutter und Sohn sind permanent gefährdet. Denn Michaels Mutter hat ein jüdisches Elternhaus, und so gehört auch ihr Sohn zu den rassistisch Verfolgten. Dass er und seine Mutter 1944 überhaupt noch am Leben sind, verdanken sie dem Umstand, dass der Vater als »arisch« gilt. Michael ist damit in der Welt der Rassenideologie ein »Mischling ersten Grades«.

Der sechzehnjährige Junge mit dem Judenstern, der selbst schon ziemlich gut Geige spielt, ähnelt mit seiner »arischen« Erscheinung der Mutter:



Michael Wieck mit seinen Eltern Hedwig und Kurt und seiner Schwester Miriam im September 1929

»Meine Mutter war blond und blauäugig, von kleiner Statur. Doch ihre Bewegungen und auch der Gang wirkten immer großräumig. Obwohl mit gutem Verstand begabt, waren ihr die Gefühle wichtiger. Gefühlvoll sprach, musizierte und handelte sie. Sie war idealistisch, bescheiden und unpraktisch; ganz Musikerin, kaum Hausfrau ...«

Der Großvater mütterlicherseits, ein Ingenieur und in Preußen bekannter Regierungsbaumeister, entstammte einer lange zurückzufolgenden Rabbinerdynastie. Er starb früh und musste so den nationalsozialistischen Rassenwahn nicht mehr erleben.

Michael und seine Mutter müssen diesen Rassenwahn aushalten, seit mehr als einem Jahrzehnt schon. Deutlich erinnert er sich an den November 1938, als die Synagoge

brannte. Er war damals zehn Jahre alt, und die Eltern wachten, dass ihre beiden Kinder Miriam und Michael nicht Augenzeugen des Pogroms wurden:

»Als ich aber wieder auf die Straße gehen durfte, führte mein Weg sofort zur Synagoge. Erschüttert stand ich davor und sah überhaupt zum ersten Mal ein zerstörtes und verbranntes Bauwerk. Dann hörte ich, man habe die Thorarollen auf der Straße verhöhnt und zerrissen. Die Kinder des Waisenhauses wurden in Nachthemd und Schlafanzug auf die Straße gejagt ...

Es herrschte eine tiefe Bedrückung. Fast jede jüdische Familie bemühte sich nun um Auswanderung, doch eben in vielen Fällen erfolglos ...«

Für Michaels dreizehnjährige Schwester Miriam bot sich im Jahr darauf eine Chance, aus Deutschland herauszukommen: Britische Quäker offerierten Freiplätze, um dreizehnjährige jüdische Kinder in Boardingschools unterzubringen. Die Kosten dafür übernahmen oft anonyme Spender. Michaels Schwester wurde also plötzlich ein Platz in einer schottischen Schule angeboten – die Eltern griffen sofort zu. 1939, als Familie Wieck Miriam mit Gepäck und Geige zum Königsberger Bahnhof brachte, ahnte sie nicht, dass es zehn Jahre dauern würde, ehe sie einander wiedersehen ...

Nach der Abreise seiner Schwester vertiefte sich der elfjährige Michael intensiver als bisher in die jüdische Religion. Er verliebte sich, was ihn tief verwirrte. Doch auch vieles andere verwirrte den sensiblen Jungen: So nahmen ihn Bekannte einmal mit in den Königsberger Dom, das

war 1941. Bachs *Matthäus-Passion* wurde aufgeführt. Michael erinnert sich an den überfüllten Dom und an ein überwältigendes musikalisches Erlebnis. Doch da lauerte auch ein belastender Text: Von Judas, der Jesus verriet, sang der Evangelist ..., und immer, wenn so eine Passage kam, war er zusammengezuckt.

Michael und seine Mutter sind seit Jahren zwangsverpflichtet in einen Chemie-Betrieb. Sie hoffen, wie auch der Vater, auf eine baldige Befreiung durch die Rote Armee.

Siegfried, Günter und Michael, die drei ostpreußischen Jungen, sind bereits stark durch die NS-Zeit geprägt, wenn auch auf sehr unterschiedliche Weise. Nachhaltig sind die Erinnerungen an ihre glühend nationalsozialistischen Lehrer. Die wenigsten Probleme damit hat noch der zehnjährige Siegfried aus Mallenuppen:

»Von der zweiten Klasse an kam ich in die Stadtschule. Die hatte nun diesen »herrlichen« Namen Horst-Wessel-Schule. Das war ja mitten in der Nazi-Zeit. Und in dieser Horst-Wessel-Schule wurde viel gesungen, vor allem viele Heimatlieder. Ich kann in Gedanken innerlich wunderbar singen, doch äußerlich ist meine Stimme nicht so besonders. Und so habe ich immer meine 3 oder 4 als Zensur bekommen. Und als unsere Lehrerin eines Tages Geburtstag hatte, bin ich dort mit meinem Akkordeon aufgekreuzt und habe gespielt: Seitdem habe ich von ihr immer eine 1 bekommen ...

Das sind so die kleinen Episoden aus der Schulzeit, an die ich mich erinnere. Ich war da so etwa neun, zehn Jahre alt.

Natürlich wurden auch Nazi-Lieder gesungen. Ich war aber in einem Alter, Gott sei Dank, muss ich sagen, in dem ich für den späteren Volkssturm noch nicht in Frage kam. Aber ich habe das alles miterlebt. Das ging ja schon in der Schule los – und zwar sowohl in der Dorfschule als auch in der Stadtschule in Angerapp –, dass wir früh zu Unterrichtsbeginn für Adolf Hitler gebetet haben. So nach dem Motto, der liebe Gott möge unseren Führer beschützen. Des Führers Geburtstag war ein ganz besonderer Feiertag.

Ich erinnere mich gut, was für eine Atmosphäre, ganz auf die nazistische Propaganda ausgerichtet, damals herrschte. Meine Tante hatte zwei Söhne, also meine Cousins, die damals so achtzehn und zwanzig Jahre alt waren.

Die waren zu Beginn der Vierzigerjahre Soldaten. Und ich erinnere mich, wenn sie auf Urlaub kamen, mit welcher Begeisterung – das grenzte schon fast an Fanatismus – sie von ihrem Soldat-Sein und dem Krieg redeten.

Die ganze Atmosphäre um mich herum – also dieses Nazi-Reich – war wie eine Offenbarung. So, als sei der Sohn Gottes wieder auf Erden niedergekommen. Das habe ich als Kind völlig unkritisch aufgenommen, da war eine tiefe, ansteckende Hitler-Gläubigkeit.

Meine beiden Cousins sind dann nicht wiedergekommen ... gefallen für Führer, Volk und Vaterland. Das war ein schwerer Schlag für meine Tante und meinen Onkel, trotz ihrer Führergläubigkeit ...«

Die Schule, die Günter Kropp aus Rauschendorf besucht, liegt gleich im Nachbardorf:

»Das Dorf lag nur einen Kilometer von unserem Hof entfernt. Dort kamen die Schüler aus vier umliegenden Dörfern zusammen. 34

Schüler waren wir insgesamt, und alle lernten zusammen in einem Klassenraum: Die Kleinen saßen vorne beim Lehrer – und hinten saßen diejenigen, die schon das letzte Schuljahr absolvierten, die waren so dreizehn bis vierzehn Jahre alt. Manche von denen gingen dann aufs Gymnasium, andere lernten einen Beruf, begannen zu arbeiten. Für die Mädchen kam seit 1938 das Pflichtjahr hinzu.

Wir hatten in der Dorfschule nur einen Lehrer, der musste alle Fächer unterrichten. Seine Frau gab den Mädchen lediglich Handarbeit. Für den großen Rest war der Lehrer verantwortlich. Er unterrichtete Deutsch, Rechnen, Erdkunde, Religion, Geschichte und Musik, er spielte sogar Geige. Und dann natürlich Turnen: Der Lehrer wusste, wie es geht, hat aber nicht mitgeturnt.

Unser Lehrer war Mitglied der NSDAP. Und der Lehrer im Dorf daneben war auch Mitglied der NSDAP. Der war besonders stramm: Er trat plötzlich aus der Kirche aus! Das wurde ihm von höheren Funktionären nahegelegt, denn er war auch Mitglied der SA. Und Parteigenossen und SA-Mitglieder sollten ja Vorbild sein. Das war im Jahr 1941 ...«

Kurz danach gibt es im abgelegenen Gehöft der Kropps noch eine bezeichnende Episode:

»Mein Vater spielte mit dem Bürgermeister von Rauschendorf, dem Ortsbauernführer und dem besagten Lehrer manchmal Skat. Und eines Abends kam eine Radiomeldung, wie weit die deutschen Truppen bereits auf russischem Gebiet vorgerückt sind. Das war noch vor Stalingrad. Und der scharfe Lehrer, der hieß mit Vornamen Konrad, rühmte bei dieser Nachricht den Vormarsch. Und da sagte mein Vater zu ihm: »Conni, wart's ab – wenn unsere Truppen rückwärts gehen, werden sie noch schneller sein ...«

Daraufhin stand der Lehrer auf, schmiss die Spielkarten hin und zischte: »Das lass ich mir nicht gefallen! Das muss ich melden!« Daraufhin sagten die beiden anderen: »Conni, wenn du das machst, dann ist es aus mit dem Skatspielen, dann spielen wir nie wieder zusammen, dann nicht mehr mit dir!«

Der Lehrer setzte sich wieder hin, sie tranken alle vier einen zur Verdauung und dann haben sich alle beruhigt ...«

Auch 1944 besucht der elfjährige Bauernsohn Günter Kropp aus dem Kreis Stallupönen noch die Einklassen-Schule im nachbarlichen Rauschendorf. Die Stimmung hat sich verschärft, inzwischen ist auch der Fanatismus des eigenen Lehrers gewachsen. Eines Tages wird Günter von seinen Eltern zum Bürgermeister geschickt, um für die Familie einen Schlachtschein zu beantragen:

»Ich bin ins Dorf gegangen, nichts Böses ahnend. Und plötzlich lief mir unser Lehrer über den Weg. Ich bin ausgewichen und habe »Guten Morgen, Herr Lehrer!« gesagt. Der hat auch »Guten Morgen!« gesagt. Ich habe mir gar nichts weiter gedacht und bin weitergegangen.

Später dann – ich glaube, es war in politischer Weltkunde – klingelte es zum Stundenbeginn, und ich ging vom Pausenhof in den Klassenraum. Und als die Stunde losging, rief mich der Lehrer beim Namen, ich musste aufstehen: »Sag mal, Günter, wer hat dir denn verboten, mit »Heil Hitler!« zu grüßen?«, fragte er.

Jetzt habe ich überlegt: »Halt, Vorsicht!« Mir ist nämlich gleich eingefallen, dass ich ihn getroffen und »Guten Morgen!« gesagt hatte. Was sollte ich denn nun antworten?

Und der Lehrer bohrte nach: »Sag mir doch, wer dir das verboten hat!«